



Vergessene Schweizer Bücher

50 Romane und Erzählungen, die man wieder lesen sollte. Empfohlen von Zora del Buono, Hildegard Keller, Jonas Lüscher, Philipp Theisohn und vielen anderen

AUF DEN SCHWEIZ-SEITEN

Illustration: Lisa Möller für DIE ZEIT

NACH DEM RECHTSRUCK

VOR DEN GIPFELN

Die Bestürzten

Die Reaktionen der Parteien auf die Wahlen sind von beunruhigender Ratlosigkeit. Dabei gäbe es Ansätze gegen rechts

VON GIOVANNI DI LORENZO

Besonders bestürzend an den bestürzenden Ergebnissen der Europawahl ist, wie wenig aus ihnen folgt. Die nun wirklich nicht überraschenden Erfolge der Rechten in vielen europäischen Ländern, auch in Deutschland, werden gern auf der Metalebene erklärt. Dass sich Menschen in Zeiten rasanter Veränderungen nach einfachen Lösungen sehnen. Dass sie für die großen Probleme Stundböcke brauchen, zum Beispiel Migrantinnen und Migranten. Oder dass Armeen von Trollen im Dienste von Populisten und fremden Mächten systematisch Hass säen und das Wahlvolk manipulieren. All das trifft zu, aber es bei diesen Befunden zu belassen, heißt, den Kampf gegen die rechte Gefahr ein Stück weit aufzugeben. An die Stelle der politischen Analyse, der Selbstkritik und Kurskorrektur tritt dann eben: die große Bestürzung.

Anschaulich zeigt sich das in diesen Tagen an den Reaktionen der deutschen Sozialdemokraten. Ein offenbar entgeisterter SPD-Vorsitzender bezeichnete die AfD als Naziartei. Dann behauptete er, die Ausgangslage für die nächsten Wahlen sei nun günstiger – denn jetzt seien alle «wachgerüttelt». Als ob sich die Wähler der radikalen Rechten davon beeindruckt ließen. Mehr als eine halbe Million Menschen, die vor drei Jahren noch die SPD gewählt haben, sind inzwischen bei der AfD gelandet. Von ihrer ursprünglichen Kernklientel, den Arbeitern, haben nur noch 14 Prozent SPD gewählt, fast doppelt so viele aber die AfD. Haben die führenden Sozialdemokraten diese Zahlen eigentlich an sich heranzogelassen?

Was nicht hilft, ist die Simulation von Entschlossenheit

Die Wählerinnen und Wähler brachten in Umfragen zur Europawahl klar zum Ausdruck, was ihnen am meisten Sorgen macht. Sie haben Angst vor einer Ausweitung des Kriegs, vor zunehmender Kriminalität, vor dem radikalen Islam, vor drohendem Wohlstandsverlust und abnehmender sozialer Sicherheit. Sie wollen keine unkontrollierte Einwanderung. Und sie beschäftigen – allen Unkenrufen zum Trotz, das Thema sei nicht mehr wichtig – der Klimawandel.

In diesen Befürchtungen steckt für die Parteien eine ziemlich genaue Gebrauchsanweisung. Es stimmt zwar, dass die Probleme, um die es geht,

hochkomplex und nicht schnell zu lösen sind. Aber mehr, als bislang getan worden ist, geht mit Sicherheit. Eine regierende Koalition aus drei Parteien, die zusammen nur einen Prozentpunkt mehr Stimmen bekommt als CDU und CSU, muss irgendetwas falsch gemacht haben. Und daraus die Konsequenzen ziehen. Für die Sozialdemokratie hieße das zum Beispiel: sich darauf zu besinnen, womit sie früher erfolgreich gewesen ist. Die Arbeiter stellen schon längst nicht mehr die Mehrheit der Erwerbstätigen, aber die SPD war die Partei, die für soziale Gerechtigkeit und Chancengleichheit stritt. Gleichzeitig war sie – und das ist jetzt eine Tatsachenbeschreibung, keine Wunschvorstellung – unter den Kanzlern Schmidt und Schröder eine Law-and-Order-Partei. Schmidt mit seinem unerbittlichen Kurs gegen Terroristen, Schröder mit seinem beinhalten Innenminister Schily. Es war ihnen nämlich bewusst, dass Teile ihrer Klientel durchaus für autoritäre Anschauungen anfällig sind. Was heute jedoch überhaupt nicht hilft, ist die Simulation von Entschlossenheit.

Das bedeutet nicht, dass sich die demokratischen Parteien den Narrativen der radikalen Rechten anschließen dürfen. Aber wenn Themen, die für die Mehrheit am wichtigsten sind, weiter kleingehalten werden, übernehmen die Falschen die Deutungshoheit. Es wird sich ohnehin einiges ändern im Freund-Feind-Schema. Wenn Ursula von der Leyen den Kontakt zu Giorgia Meloni sucht, dann entspringt das nicht dem Mächterhaltungstrieb (oder vielleicht nur ein bisschen), sondern auch der Überlegung, dass jemand, der sich in wesentlichen politischen Fragen gewandelt hat, nicht weiter mit Kontaktverbot belegt werden kann. Es sei denn, man wolle ihn zurückradikalisieren. Völlig überraschend nimmt Emmanuel Macron nun in Kauf, dass die von ihm ausgerufenen vorzeitigen Parlamentswahlen Marine Le Pens rechten Rassemblement National an die Macht bringen könnten.

Und bei uns? Die Brandmauer zur AfD wird wohl leider an der Realität zerbrechen, zumindest in den Kommunen. Wenn dort die AfD die Hälfte der Stimmen oder mehr kassiert, was bei den Europawahlen schon der Fall war, wer soll die Mauer dann noch hochziehen? Keine schönen Aussichten, gewiss, aber der Kampf gegen die politische Rechte kann nur über die politische Praxis gewonnen werden. Die Voraussetzungen sind immer noch ganz gut: Rund drei Viertel der Deutschen haben mit Radikalen nichts am Hut. Sie wollen nur besser regiert werden.

In die Binsen

Viele Staaten setzen heute auf einen neuen Nationalismus. Aber wenn es ernst wird, merken sie: Es geht nur gemeinsam

VON ANNA SAUERBREY

Beginnen wir ausnahmsweise mit einer Sonntagsredenbinse: Wir können unsere drängendsten Probleme nur gemeinsam, nur international lösen.

Noch was? Gut. Denn das Erste, was diesen von Politikern zu Verbalbrei zerkautes Satz doch interessant macht, ist die Frage, wer heutzutage eigentlich dieses »Wir« noch ist, wie es sich organisiert und welche Macht es hat. Das zweite Interessante ist der Zweifel daran, dass sich der Satz überhaupt noch als Selbstverständlichkeit eignet. Denn vielleicht gibt es ja gar nicht mehr genügend Ichs, die ihm zustimmen.

Um beiden Fragen nachzugehen, bietet diese Woche viel Material. Bei gleich drei Gipfeltreffen – der Ukraine-Wiederaufbau-Konferenz in Berlin, dem G7-Treffen in Apulien, Italien, und dem Ukraine-Friedensgipfel in der Schweiz – verhandeln mal mehr, mal weniger große Teile des internationalen »Wir« über drängende Probleme: die Unterstützung und den Weg zum Frieden für die Ukraine, die Migration, den Klimawandel, die Entwicklung afrikanischer Länder, den Krieg im Nahen Osten. Alle diese Treffen finden nach einer Europawahl statt, bei der nationalistische Parteien – also jene, die den Sonntagsredensatz ablehnen – hinzugewonnen haben.

Wenn der UN-Sicherheitsrat doch mal entscheidet, ist es oft folgenlos

Auf den ersten Blick wirkt das internationale »Wir« geschwächt. Die Organisationsformen, die es sich nach dem Zweiten Weltkrieg gegeben hat, sind morsch. Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen ist kaum beschlussfähig, seit das ständige Mitglied Russland einen Angriffskrieg gegen ein Nachbarland führt und China sich auf Putins Seite geschlagen hat. Wenn er sich doch mal einigt – wie jetzt auf den US-Friedensplan für Israel und Gaza –, fehlen die Mittel zur Durchsetzung. Ähnlich geht es den Gerichten. Der Internationale Gerichtshof hat ein Ende der israelischen Offensive in Rafah angeordnet, ohne Wirkung. Die Klimakonferenzen fassen zwar immer wieder erstaunliche Beschlüsse, doch die Wahlerfolge nationalistischer Kräfte verhindern die Umsetzung – in der EU droht nach dieser Wahl das Aus des Verbrüner-Aus, und Donald Trump würde Bidens Klima-Agenda ebenso zurücknehmen, wie er einst aus dem Pariser

Abkommen ausstieg. China, entscheidend für »globale Lösungen«, macht zwar mit einem Ukraine-Friedensplan Eigen-PR, weigert sich aber, Druck auf Russland auszuüben.

Die drei Gipfel dieser Woche sind Symptom dieser Entwicklung – und zugleich eine Gegenbewegung. Die Ukraine-Wiederaufbaukonferenz dient der politischen Selbstvergewisserung, aber auch dazu, Privatunternehmen für die Ukraine einzuspinnen. Wenn Sanktionen allein nicht helfen, weil zu wenige mitmachen, besinnt man sich eben auf die gute alte Marktwirtschaft. Die G7 wiederum, lange als Clübschen der Global Rich Kids verschrien, werden wichtiger, erweitern ihre Themen und laden immer mehr Länder des Globalen Südens ein. Als der Iran im April Israel bombardierte, kamen nicht nur die Mitglieder des Sicherheitsrats zu einem Dringlichkeitstreffen zusammen, sondern auch die G7. Der Ukraine-Friedensgipfel wiederum ist großes diplomatisches Kino, auch wenn dort kein Frieden geschlossen wird und Russland nicht eingeladen ist. Es mag sein (das ist bei Redaktionsschluss offen), dass am Ende nicht viel mehr steht als ein Bekenntnis zur Charta der Vereinten Nationen. Und so wurde ein deutscher Regierungsvertreter im Vorfeld von Journalisten gefragt, ob das nicht »eine Banalität« sei. Die Antwort war so schlicht wie wahr: »Es wäre schön, wenn das so wäre, aber es ist nicht so.«

Behelfskonstruktionen dieser Art, Lösungsversuche außerhalb von Institutionen sowie improvisierte Ordnungsbekanntnisse werden die nächsten Jahre prägen. Es fehlt allem an Legitimität und Vollständigkeit, die Idee einer Weltregierung oder Weltordnung rückt eher weiter weg, stattdessen krautet das Internationale. Aber immerhin organisieren diese Strukturen das »Wir«, wenn auch ad hoc. Vielleicht werden sogar mehr mitmachen, als man angesichts des erneuten nationalistischen Rückfalls bei den Europawahlen erwarten könnte. Denn schließlich können auch jene, die mit »My country first«-Slogans antreten, nicht allein. Giorgia Meloni zum Beispiel hat ihren Wählern versprochen, die Migration nach Italien zu reduzieren, weiß aber sehr gut, dass sie viel mehr erreicht, wenn sie Migrationsabkommen mit Transitländern gemeinsam mit Ursula von der Leyen verhandelt. Also mit der EU. Am Ende, so kann man hoffen, scheitert der Nationalismus an der Realität.

Beide Leitartikel finden Sie zum Hören unter www.zeit.de/vorgelesen



Alle Kinder hören zu
Wie Simone Sommerland zur Taylor Swift der Kitas wurde
Entdecken, S. 53

100 ist das neue 60

Sehr alt werden und gesund bleiben – was Menschen dafür tun
Dossier, S. 11



Die breite Masse

Mallorca verbietet Touristen den Alkohol. Ein Tag am Ballermann
ZEITmagazin

PROMINENT IGNORIERT



Sternenkrieger

Eine knapp zehn Zentimeter große, äußerst seltene Version der Star Wars-Figur Boba Fett (mit handbemaltem Raketenwerfer) ist für 525.000 Dollar (490.000 Euro) versteigert worden. Dem Verkäufer möchte man mit Obi-Wan Kenobi zurufen: »Möge die Knete mit dir sein.« Und dem Käufer mit der Jedi-Meister Yoda: »Einen großen Bödsinn gemacht du hast.«
PED

Kleine Fotos (v. o.): Sofia Brandes für DZ; Chris Emil Janßen/GmbH; Heritage Auctions

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Telefon +49-40 / 32 80-0; E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbrief@zeit.de
ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

Abonnement Österreich, 20079 Hamburg
Schweiz, restliches Ausland
DIE ZEIT Leserservice,
20080 Hamburg, Deutschland
Telefon: +49-40 / 42 23 70 70
E-Mail: abo@zeit.de

N° 26

79. JAHRGANG C 7451 C



4 190745 106702 26

SCHWEIZ

Wir haben Schriftstellerinnen und Literaturwissenschaftler gefragt:
Welches Schweizer Buch sollte man unbedingt wieder lesen?
Auf drei Seiten empfehlen sie 50 heimische Werke, die zu Unrecht in Vergessenheit geraten sind



Operation am offenen Herzen

Jürg Federspiels »Mary« verseucht Amerika von PHILIPP THEISOHN

Mary Mallon heißt die Frau, die Jürg Federspiel in seinem bedeutendsten Buch, der 1982 erschienenen *Ballade von der Typhoid Mary* beschwört. Eine dunkle amerikanische Mythologie hatte er sich da zur Heroin seiner Erzählung auskoren, er, der der Stadt New York so verbunden war und die dann auch die eigentliche Hauptrolle in diesem Text einnimmt.

Der historisch dokumentierte Fall ist schnell erzählt: 1884 immigriert ein fünfzehnjähriges Mädchen namens Mary aus Irland in die USA, lebt in New York zunächst bei Onkel und Tante und verdingt sich dann als Köchin und Hausmädchen. In den Familien, die sie beschäftigt, brechen immer wieder tödliche Epidemien aus, sodass sie ein ums andere Mal die Stellung wechseln muss. Was lange keiner wusste: Mary Mallon trägt – wohl von Geburt an – das Typhus-Bakterium in sich, gegen das sie selbst immun ist, das sie aber insbesondere über die von ihr zubereiteten Speisen in die New Yorker Gesellschaft einschleppt.

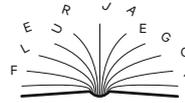
1906 wird sie von einem Mann namens George Soper als Quelle der Infektion identifiziert, festgenommen und in Quarantäne verwahrt, aus der sie nach drei Jahren und verbunden mit dem Versprechen, nicht mehr als Köchin zu arbeiten, entlassen wird. Sie bricht das Versprechen, arbeitet bald wieder, verursacht einen Typhusausbruch nach dem anderen, bis man sie erneut ausfindig macht und für den Rest ihres Lebens, das noch 23 Jahre währen soll, in Quarantäne steckt.

Das alles ist Stoff genug, aber Federspiels Verdienst liegt nicht in der Trouville, in der Eroberung der Geschichte durch die Literatur. Die Faszination, die von seiner Ballade ausgeht, verdankt sich vielmehr der Öffnung dieser Biografie für untergründige Erzählungen. Federspiel operiert am offenen Herzen: Sein Erzähler gibt freimütig Auskunft darüber, dass er zwar Sopers Bericht gelesen habe, es aber »Wahres zu erfinden« gelte. Seine Mary stammt nicht aus Irland, sie ist eine gebürtige Bündnerin mit Familiennamen Caduff, den sie aber ablegt. Auch ihre Ankunft auf einem in dem Hafen von New York einlaufenden Leichenschiff ist literarische Inszenierung – und darin eben doch höhere Wahrheit. Die »Todbringerin«, wie man Mary später nennen wird, ist kein argloses, sondern ein allegorisches Geschöpf. Es liegt eine Konsequenz in dieser Heimsuchung: Mary muss diese Welt verseuchen, weil die es verdient. Das beginnt bei ihren ersten Arbeitgebern, die sich allesamt an dem Mädchen vergehen und dafür mit dem Tod bezahlen werden. Das gilt aber auch für ein saturiertes, seine Alpträume gut verschließendes Amerika, gegen das sich Federspiels Mary mit dem kleinkriminellen Syndikalisten Chris Cramer verbündet, der seine eigenen Mittel und Wege weiß, der Gesellschaft beizukommen, die ihn verachtet.

Überflüssig zu erwähnen, dass *Die Ballade von der Typhoid Mary* natürlich – man lese das fantastische dreizehnte Kapitel – auch ein Buch über das Erzählen selbst ist, über den pathologisierenden Blick der Literatur, ihr Sterbenlassen es passant, ihre eigene Infektiosität. In Federspiels Inszenierung avanciert der Typhus zum Medium einer diffizilen kulturellen Auseinandersetzung zwischen aufgehendem und untergehendem Kontinent. Amerika wird die europäische Krankheit nicht los, im Gegenteil: Erst hier kann sie sich in vollem Ausmaß entfalten. Und so setzt Mary dem American Dream ihre eigene Geschichte entgegen. Drei Worte genügen ihr dafür: »I can cook.«

Im Rückblick, im Wissen um Federspiels Ende in einem Stauwehr im Rhein, liest man den Text nicht ohne Beklemmung. Was einem der Tod ist, die »Ehrfurchtslosigkeit«, mit der man ihm begegnet, überhaupt die Nonchalance, mit der hier das Leben beschen, geordnet, gerichtet wird: Das hallt nach. Man muss diesen Autor wieder und neu entdecken – und nach der *Typhoid Mary* dann gleich mit dem *Museum des Hasses* fortfahren.

Jürg Federspiel: Die Ballade von der Typhoid Mary. Suhrkamp, Berlin 2020; 160 S., 12,90 Fr., 8,- € (Erstausgabe: 1982)



Die Schriftstellerin Fleur Jaeggy war auch Fotomodell, Diseuse und Malerin. Hier in einer Aufnahme von 2000

Fleur Jaeggy sitzt auf dem niedrigen Divan, vor ihr ein mit Büchern beladener Beistelltisch, dahinter, wie ein erhöhtes Podest, das Pult. Dort steht die Schreibmaschine, ein Monument durchwachter Nächte, wie sie die Schriftstellerin, heute 83, früher über ihren Texten verbrachte. Mittlerweile ist die graugrüne Hermes zwar nicht mehr oft in Gebrauch. Doch sie gehört zum Inventar dieser Kernzone schriftstellerischer Kreativität.

Das Arbeitszimmer, in dem wir uns wie immer bei unseren Treffen befinden, ist gleichzeitig der *salotto* von Fleur Jaeggys Wohnung im obersten Stockwerk eines altherwürdigen Gebäudekomplexes. Die Autorin lebt seit Jahrzehnten hier in Mailand. Eine kleine Terrasse mit üppigen Pflanzen, auf denen sich Vögel niederlassen, erweckt den Eindruck von Natur, obwohl es bloß wenige Schritte sind zu Domplatz, Galleria und Corso Vittorio Emanuele. Dem urbanen Betrieb zieht Fleur Jaeggy ihre abgeschirmte Umgebung vor, in Gesellschaft jener Dinge, die sie seit je begleiten: der vom Vater geerbte Spitzweg im Goldrahmen neben dem Divan, der zierliche, an die Mutter erinnernde Flügel im Nebenzimmer, die Glasmalerei mit dem historischen Familienwappen der Jaeggys. Im Korridor füllen Raritäten die hohen Bücherregale. Eine Foto-Pinnwand dokumentiert prägende Begegnungen. Nicht nur solche mit Personen – auch mit Erich, dem treuen Schwan aus einem Brandenburger Winter. Er habe sie täglich besucht während ihres Aufenthalts dort, sagt Fleur Jaeggy.

In der Hand hält sie die Liste der Übersetzungen ihres Werks, das im italienischen Original bei Adelphi erscheint, dem Verlag ihres Ehemanns Roberto Calasso. Wie eine Trophäe streckt sie mir die Liste hin: als Beweis für den weltweiten Erfolg ihrer Bücher. Überall werden sie gelesen, von Ägypten bis Schweden, von den USA bis China, von Island bis Spanien samt Katalonien und Galicien. Eine Sonderrolle scheint Armenien zu spielen. Warum, habe ich nie herausgefunden. Hängt es mit Ossip Mandelstams *Reise nach Armenien* zusammen, die immer in Griffnähe auf Jaeggys Bücherisch liegt?

Auch *Germany* steht auf der Liste. Allerdings – und skandalösweise – waren die paar auf Deutsch übersetzten Bände jahrelang vergriffen. Fleur Jaeggy, in Zürich geboren, verbrachte ihre Jugend weitgehend in Deutschschweizer Internaten. Die Schweiz ist nicht nur im fulminanten, von Robert-Walscher Anmutung durchzogenen Chef d'Œuvre *Die seligen Jahre der Züchtigung* gegenwärtig, sondern, als dumpfe Atmosphäre verstockter Gewalt, auch in den Kurzgeschichten von *Die Angst vor dem Himmel*. Oder in *Proletka*: Der Roman spiegelt von der Fahrt eines jugoslawischen Küstendampfers zurück zu den familiären Hintergründen der Protagonistin in Zürich, im Aargau und im Tessin. Trotz alledem hat sich kein Schweizer Verlag um sie bemüht. Jetzt springt Suhrkamp ein, zu dessen Programm diese eklektische Autorin ohnehin am besten passt. Der Verlag hat eine Gesamtausgabe angekündigt. Als erster Titel ist nun, zehn Jahre nach dem Original, *Ich bin der Bruder von XX* erschienen, eine Sammlung von Texten, die im Lauf einer längeren Zeitspanne entstanden sind. Fleur Jaeggy ist das Gegenteil einer Vielschreiberin.

Der schwarze Spitzenschleier zum Beispiel, 2011 im *Corriere della Sera* erstpubliziert, dann in den Sammelband aufgenommen, liegt nun in der souveränen Übersetzung von Barbara Schaden auf Deutsch vor. Die Ich-Erzählerin beschreibt darin ein Foto, das ihre Mutter und den kleinen Bruder gemeinsam mit dem Papst zeigt. Weshalb die Audienz? Diese Frage treibt die Erzählerin um, oder besser: Die aus der Bildbetrachtung gewonnene Einsicht, dass ihre Mutter unter dem mondänen Äußeren eine Depression versteckte, trifft die Erzählerin empfindlich. Der Stich der Empfindung überträgt sich, typisch für Fleur Jaeggy, im Schlusssatz auf die Leserin, auf den Leser: »Die Tochter zuckte zusammen in einer jähren Anwendung der Liebe gegenüber ihrer Mutter, die vielleicht immer verheimlicht hat, dass sie so schrecklich unglücklich war, und sich von einer Fotografie entlarven ließ.«

Außer der Pinnwand gibt es in Fleur Jaeggys Wunderkammer auch Fotoalben, in die ich nach und nach Einblick erhielt. Irgendwann lag die Fotografie der spitzverschleierte Mutter vor uns, wie in der Erzählung. Ich stutzte: Hatte die Autorin nicht behauptet, es handle sich um eine literarische Fiktion? Nun war sie

errappt! Kommentarlos gingen wir über die Entdeckung hinweg.

Der Gebrauch des Begriffs »Autofiktion« war damals noch nicht in Mode. Und außerdem: Ist der Umgang mit der eigenen Biografie bei Fleur Jaeggy, dieser genuinen Schriftstellerin, wirklich »autofiktional«? Vielleicht so: Sie setzt, was sie für die Konstruktion eines Textes benötigt, aus Elementen zusammen, die, unter anderem, eigenem Erleben entstammen. Das Resultat ist Literatur.

Literatur und Leben changieren ineinander, überblenden sich gegenseitig. Was ist was? Bei aller Diskretion, wie sie Fleur Jaeggy kennzeichnet, begannen Fotos aus ihren privaten Alben plötzlich auf den Adelphi-Ausgaben aufzutauen. Das blonde Mädchen in Tracht auf dem Umschlag von *Proletka* ist Fleur selbst, die jährlich neben ihrem Vater beim Sechslären mitmarschierte, dem Zürcher Umzug der Zünfte. Und das Kinderpaar auf der Taschenbuchausgabe von *Sono il fratello di XX* sind Fleur und ihr Halbbruder, dem die Titelgeschichte gewidmet ist – ein schwindelerregender Text, durchtränkt von schwermütiger Seelennot, wie sie nur verschriftlichen kann, wer solche Abgründe selber kennt.

Dass der Bruder oder Halbbruder, der in einem weiteren Text des Bandes auftritt (*Tropen*), seiner schreibenden Schwester nicht nur als literarische Figur viel bedeutet hat, bestätigte mir Roberto Calasso in einem ausführlichen Gespräch, das wir vor Ausbruch der Coronapandemie führten. Danach trat mit dem Lockdown jener direkte Ausnahmezustand ein, der jeden direkten Austausch verunmöglichte. Schließlich, für mich unerwartet, starb Calasso, und seine verwitwete Ehefrau zog sich in Trauer zurück – komplett. Über Monate antwortete sie nicht am Telefon. Irgendwann rief sie wieder an.

Fleur Jaeggy ist ein unergründlicher Mensch. Melancholie liegt ihr bestimmt im Gemüt, aber auch Lust am Vergnügen. »Divergente«, amüsiert, lautet eins ihrer Lieblingswörter während der Gespräche, die sie stets auf Italienisch führt. Klar: Die berüchtigte Eiseskälte, der unbestechliche Blick fürs Böse, die schonungslose Diagnose zwischenmenschlicher Desaster sind charakteristisch für ihren Stil. Ihr eigener Charakter jedoch weist andere Züge auf.

Sie hat, das spürt man bei der Lektüre des neu erschienenen Sammelbandes, eine Spezialbegabung für Freundschaften. Der Dichter Joseph Brodsky und sie waren Seelenverwandte. Das kurze, zwischen Andenken und Halluzinationen schwankende *Aperçu Negde* – russisch für Nirgendwo – spürt dem Nobelpreisträger im amerikanischen Exil nach, bei Winterkälen in Brooklyn, seinem letzten Wohnort. Die Herzlichkeit zwischen den zweien bezeugt auch eine Aufnahme an der erwähnten Pinnwand: Komplizenhaft in die Kamera lächelnd, scheinen sie ein Geheimnis zu teilen.

Am wichtigsten, fraglos, war Ingeborg Bachmann. Ihr widmet sich *Das aspenische Zimmer*. Ein Moment von Glück und düsterer Zukunftsaussicht, abrupt in die Coda stürzend: »Jeden Tag ging ich ins Sant'Eugenio, Abteilung schwere Brandverletzungen.« Um die Freundin im Krankenhaus in Rom bis zuletzt zu begleiten, verschaffte sich Fleur Jaeggy mithilfe der Pflegerinnen heimlich Zugang. Was die fatalen Umstände des Todes betrifft, weiß sie Bescheid. Doch an die Öffentlichkeit bringt sie keine Details. Es würde nichts ändern am tragischen Ende jener innigen Freundschaft, die mir, quasi staunend, auch Calasso schilderte. Auf ihren Sommerurlaub zu drei nahe Forte dei Marmi kommt Fleur Jaeggy immer wieder zurück. Was war daran so außergewöhnlich? Die »süße Monotonie«, sagt sie in einem Interview, und, bezogen auf Ingeborg Bachmann: »Unser nächtliches Gespräch. Ihre Leichtigkeit.«

Getroffen hatten sich die beiden in Rom. Ingeborg Bachmann ermutigte die junge Kollegin zum Schreiben. Aus Fleur Jaeggy wurde eine große Schriftstellerin.

Doch außer dem Schriftstellerleben hat sie diverse andere geführt: als Texterin und Diseuse für den Cantautore Franco Battiato; als Fotomodell für die Frauenzeitschrift *Grazia*; als Malerin, die unter dem Pseudonym Fleur Mobbelli in Locarno großformatig-abstrakte Bilder malte.

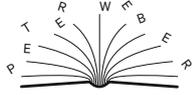
All das habe ich von ihr erfahren, bruchstückweise. Zusammengesetzt ist das biografische Puzzle noch nicht.

Fleur Jaeggy: Ich bin der Bruder von XX. Erzählungen. Aus dem Italienischen von Barbara Schaden; Suhrkamp, Berlin 2024; 114 S., 30,50 Fr., 22,- € (Erstausgabe: 2014)

Weltberühmt, nur nicht daheim

Die Bücher von Fleur Jaeggy wurden in viele Sprachen übersetzt – auf Deutsch waren sie kaum zu bekommen. Gut, dass sich das jetzt ändert

VON BARBARA VILLIGER HEILIG



Am Himmel festgemacht

»Der Wettermacher« machte Peter Weber 1993 berühmt. Heute ist der Autor kaum zu finden. Oder doch? VON TIMO POSSELT

Es soll keine gute Lesung gewesen sein, die Peter Weber im Frühling 1993 am Ufer des Wannsees zum Durchbruch verhalf. Er sei nervös gewesen, heißt es in den Berichten von damals, er habe atemlos gelesen, sich in Tonarten vergriffen, oft versprochen, neu angesetzt, sich wieder verheddert. Doch dem Roman, den Weber damals für den Alfred-Döblin-Preis in Auszügen las, konnte die schlechte Lesung nichts anhaben. Genauso wenig wie die letzten 30 Jahre.

Der *Wettermacher* ist ein erzählerisches Hochdruckgebiet auf 300 Seiten. Im Keller eines Zürcher Mietshauses schreibt einer einen Brief an seine Geliebte und erzählt darin seine Lebensgeschichte. Es ist der 31. März 1990 und der Vorabend seines 20. Geburtstages. Der Erzähler heißt August Abraham Abderhalden und ist im Toggenburg geboren, einem Tal in der Ostschweiz, das »am Himmel festgemacht ist« und »aus tausend grünen Wäldern« besteht, wie es im Roman heißt. Abderhalden ist eine märchenhafte Figur mit »mehrerlei Geschlechtern«, und er ist der Wettermacher. Was das genau bedeutet, bleibt bis zum Ende im Nebel.

Stattdessen fabuliert der Erzähler davon, wie sich seine Eltern, die Mutter aus Berlin, der Vater aus der Schweizer Provinz, nach dem Krieg über ein Päckchen Mary-Long-Zigaretten kennenlernen. Er betrauert den Tod seines schwarzen Adoptivbruders Freitag und sehnt sich, nachdem die Familie nach Zürich zog, zurück ins Toggenburg.

Den *Wettermacher* heute zu lesen, heißt, einen Landstrich, den man zu kennen glaubt, als Mythos zu erkunden. Man begibt sich in ein Sprachgewitter aus lyrischen Einzelzeilen, Dialektsprengeln und langen Partizipsätzen. Ein einziges Tal wird so zu einem wuchernden Assoziationsdickicht aus Zivilisationsgeschichte, Eisenbahnwesen und Populärkultur.

Nach jener Lesung des *Wettermachers* am Wannsee landet Peter Webers Manuskript mit lobender Rückendeckung von Günter Grass beim Suhrkamp Verlag. Dieser nimmt den Roman 1993 nachträglich in sein Herbstprogramm auf, bewirbt ihn im bereits gedruckten Katalog mit einem Flugblatt und der Frage: »Ist ein Autor geboren?«

Nach der Lektüre will ich ihn treffen, diesen Schweizer Schriftsteller, geboren 1968, von dem in dreißig Jahren vier

Werke erschienen sind. Ich beginne zu telefonieren. Das letzte Mal habe er von Peter Weber aus Istanbul gehört, erzählt mir einer. »Aber meistens ist er sowieso in der Bahn.« Ich bekomme eine Nummer, wähle sie, höre das Besetzzeichen. Kurz darauf antwortet Weber mit einer Textnachricht: »Bin gerade unterwegs.« Ich muss schmunzeln, stelle mir ihn in einem Zugabteil vor irgendwo zwischen Zürich, Wattwil und Istanbul.

Dann der Rückruf, breiter Ostschweizer Dialekt, wir sind gleich per Du. Ob er in Istanbul sei? Nein, in Zürich, sagt Peter Weber. Ich erkläre, warum ich ihn treffen will. Er zweifelt, beginnt andere Schriftsteller aufzuführen, die es eher verdient hätten, neu vorgestellt zu werden: Niklaus Meienberg, Jürg Federspiel, Jörg Steiner. Sofort verquatschen wir uns über Literatur. Ein Treffen müsse er sich überlegen, sagt Weber, eine Nacht darüber schlafen. Am nächsten Morgen die Nachricht: Er glaube, er sei nicht der Richtige. »Bin im Moment am Schreiben, im Rhythmus, will noch einen Text fertigbringen *before* Sommer.«

Peter Weber: *Der Wettermacher*. Suhrkamp, Berlin 1996; 316 S., 14,50 Fr., 10,- € (Erstausgabe: 1993)



Die Frau und das Meer

Alfonsina Storni war in Argentinien eine große Lyrikerin. Ihre Biografin HILDEGARD KELLER stieß zufällig auf sie – durch ein Lied

Auf hoher See gibt es viel zu sehen. Alfonsina Storni schaut dem Jungen auf dem Erstklassdeck zu, der mit seiner Kinokodak die Wellen fotografiert. Ein neuer Sport für Leute mit Geld, aber Storni weiß, dass es auch ohne Kamera geht. Sie hat die Textform »Kodak« erfunden, ein Flash in Worten. Ein paar davon sind kurz vor ihrer Abreise aus Buenos Aires in der Zeitung *La Nación* erschienen: »Dein erster Blick durchdrang schlagartig die zehntausend Tage meines Lebens.« Als Storni am 10. Januar 1930 in Barcelona an Land geht, ist sie fast ein Star. Man kennt ihren Namen aus großen Kulturzeitschriften, sie gibt Interviews, auch mit ihrer Reisegefährtin und Arbeitskollegin am Konservatorium, und staunt über den Pluralismus in Spanien: Wie schön kann die Welt sein, wenn alle ihren Platz haben.

Storni fühlte sich während ihres Aufenthalts in Spanien als Künstlerin gesehen, als nabhere Frau, als unabhängiger Mensch geschätzt. Anders in Argentinien. Selbst in Buenos Aires wirkte eine wie sie deplatziert. Als mit dem Militärputsch von 1930 das »infame Jahrzehnt« anbrach, sich das Land verfinsterte, stieß der Weckruf der Feministinnen, Anarchistinnen und Sozialistinnen, denen Storni zugewandt war, zusehends auf taube Ohren. Ultramoderne Frauen wie sie erlitten herbe Rückschläge.

Was aber verschlug die Tessinerin überhaupt nach Südamerika? 1870 war ihr Vater mit seinen Brüdern nach Argentinien emigriert. Bei einem längeren Heimaturlaub im Tessin 1892 kam Alfonsina zur Welt. Nach der Rückkehr ging es bergab. Der Vater starb, die Primarschülerin half der Mutter, die Familie über Wasser zu halten. Mit 15 war sie Nachwuchsschauspielerin und reiste mit einem Wandertheater durch die Provinz. Danach wollte sie unbedingt selbst Komödien schreiben. Mit 19, im sechsten Monat schwanger, zog sie in die Hauptstadt und wagte sich als unverheiratete, alleinerziehende und berufstätige Mutter in die Öffentlichkeit – ein Dreifachskandal. Doch sie machte ihren Weg als Lyrikerin, Journalistin, Dozentin und Autorin für Kinder- und Erwachsenentheater. Sie baute Charlie Chaplin und Mickey Maus in die Kinderstücke ein, bearbeitete Euripides und Shakespeare für ein modernes Publikum.

Ihr erstes eigenes Stück *Zwei Frauen* brachte ihr zwar kein Glück, doch wertvolle Erfahrungen. Im grandiosen Bericht *Hinter den Kulissen* enthüllt Storni den Filz, den sie anlässlich der Uraufführung 1927 im Theaterbetrieb und der Presse erlebt hat. Damit setzt sie sich einmal mehr in die Nesseln, aber sie hält dagegen: »Im Dokumentieren sehe ich eine zivilisatorische Aufgabe, vielleicht die einzige, die rechtfertigt, dass Menschen ihren Fuß auf den Planeten Erde setzen.«

Ich selbst bin auf Umwegen auf Alfonsina Storni gestoßen. Durch das Lied *Alfonsina y el mar* von Mercedes Sosa, erschienen 1969, in dem eine Selbstmörderin besungen wird. Ich wusste damals nicht, dass sie eine historische Person war, sogar die berühmteste, nicht in einer Landessprache schreibende Schweizer Autorin. 2009 habe ich beschlossen, die erste deutsche Werkausgabe, die Kolumnen, Erzählungen, Aphorismen, Gedichte, Briefe und Interviews, die autobiografischen Texte und die Theaterstücke von Alfonsina Storni zu übersetzen und herauszugeben sowie ihre Biografie zu schreiben. Sie erscheint im September.

Über ihre sehr erfolgreiche frühe Lyrik schrieb Alfonsina Storni vor dem Tod: »Ich selbst lehne meine Anfänge heute ab, denn sie sind mit romantischem Honig überfrachtet, aber ich muss gleichzeitig anerkennen, dass ich in jenen Gedichten die kritische Position einer Frau des 20. Jahrhunderts einnahm. In dieser Form konnte die Kritik an den immer noch süßen, aber schon erkalteten Zangen des Patriarchats weltweit Verbreitung erlangen.« Am 25. Oktober 1938 ging Alfonsina Storni schwer krebbskrank in Mar del Plata ins Meer.

Alfonsina Storni: *Cimbelina*. Theaterstücke. Übersetzt und herausgegeben von Hildegard Keller; Edition Mautheldens, Zürich 2021; 276 S., 29,80 Fr., 28,- €



Aglaja Veteranyi verfasste *Kürzestgeschichten und -dramen*. Die Aufnahme entstand 2000



Lest sie, und zwar laut!

Zwei Sätze – und eine ganze Welt geht auf. Die Schriftstellerin ZORA DEL BUONO empfiehlt die Miniaturen von Aglaja Veteranyi

Aglaja Veteranyi wird 1962 in Budapest in eine Zirkusfamilie geboren, der Vater ist Clown, die Mutter Akrobatin. 1967 flieht die Familie aus Rumänien, die kleine Aglaja tourt als Artistenkind durch Europa, Afrika und Südamerika, lebt im Wohnwagen, tritt in Varietés auf. Das Mädchen spricht Rumänisch und Spanisch, aber lesen und schreiben kann es nicht. 1977 lässt sich die Familie in der Schweiz nieder, Aglaja bringt sich selbst Deutsch bei, Wort für Wort, Satz für Satz, absolviert schließlich eine Schauspielschule in Zürich. Was für eine Leistung!

Die Bühne bleibt ihr ein Zuhause. Sie schreibt Texte, spielt ihre Rollen selbst, gründet mit ihrem Lebensgefährten Jens Nielsen eine Performancegruppe, unterrichtet. Schreibt und schreibt. 1999 veröffentlicht sie mit dem Roman *Warum das Kind in der Polenta kocht* die Geschichte ihrer Kindheit, nimmt damit am Ingeborg-Bachmann-Preis teil, wird bekannt und erfolgreich. Der Ruhm erleichtert ihr das Dasein allerdings nicht nur, vieles verdundelt sich. Im Februar 2002 beendet sie ihr Leben im Zürichsee.

Ein kurzes und bewegtes Leben also. Und so sind auch die meisten ihrer Texte: kurz und bewegt. Zwei, drei Sätze, und es tut sich eine Welt vor einem auf, die man nicht mehr vergisst. Wie gut, dass 2018 mit *Wörter statt Möbel* posthum eine Sammlung dieser Texte er-

schiene ist. Es lohnt sich, die Kürzestgeschichten, Gedichte, Minidramen, Sprüche und Tipps laut zu lesen.

Der Engel lag in der Badewanne und froh. Morgen bin ich tot. / Morgen bin ich tot. / Morgen bin ich tot. / Morgen bin ich tot – dachte er leise. / Vor der Tür standen die anderen Engel und warteten freundlich.

Veteranyi war Meisterin darin, einer Geschichte mit einem einzigen Wort eine andere Atmosphäre einzuhauen. Hätten die Engel nicht freundlich gewartet, alles wäre anders. Sie schuf starke Bilder, die sich vor einem auftrun, bis man merkt, dass daran etwas seltsam ist. Man fühlt, bevor man denkt.

Reisetipp
Im Paradies verwandeln sich die Körper in Steine. Daraus werden schöne Bauwerke errichtet, für die Durchreisenden.

Der Tod, der Abgrund, das Ausgeliefertsein des Kindes, die Einsamkeit und die Liebe: Mit Witz, Schärfe und unendlich viel Zuneigung für die Sprache, die sie so mühelos hätte erlernen müssen, arbeitet sich Veteranyi am Dasein ab. Die Texte strotzen vor Ideenreichtum und laden dazu ein, sie unter Freunden zu rezitieren und darüber zu sinnieren, zu lachen, sich zu wundern. Fast möchte man sagen, sie funktionieren wie Sit-

zungen in der Psychoanalyse: Sie geben einen Impuls, über sich nachzudenken. Sezierend hat Aglaja Veteranyi die Umgebung beobachtet, sie, die zwei komplett verschiedene Gesellschaftssysteme erlebt hat und eine Reisende in vielerlei Hinsicht war.

In einer Luftseilbahn standen sich einmal zwei Herren mit Zylinder gegenüber. Auf die Frage, ob es heute schmeien würde, begannen sie aufeinander einzuschlagen. Es kam ein heftiger Schneesturm auf, und einer der Herren wurde aus der Kabine herausgeschleudert. Das Berghaus »Zur frohen Aussicht« war besonders wegen des Essens ein beliebter Ausflugsort.

Auch der vierzig Seiten lange Monolog, der das Buch abschließt, besteht aus Splintern, geschrieben in der Sprache eines Menschen, der (noch) nicht gut Deutsch kann. Gerade deswegen sind sie voller wilder Kraft. Der kürzeste Text im Buch ist übrigens der titelgebende, der verstanden werden kann als ein horizontweiterer Hinweis für das eigene Leben:

Wörter statt Möbel.

Aglaja Veteranyi: *Wörter statt Möbel*. Edition spoken script 28; Der gesunde Menschenversand, Luzern 2018; 160 S., 25,- Fr., 21,- €

Bücher, die alles ändern

Warum man nicht nur »Heidi« lesen muss, um die Schweiz zu verstehen. Sondern auch Denis de Rougemont, Ágota Kristóf oder Alex Sadkowsky

Beat Brechbühl

Kneuss, das ist ein Schriftsteller ohne Buch, ein Koffer namens Clemens, die Hündin Finette und ein Mord. Und ein Kultroman aus den 1970ern. ZORA DEL BUONO

Beat Brechbühl: *Kneuss*. Diogenes, Zürich 1970; 350 S., (vergriffen)

Katharina Faber

In *Manchmal sehe ich am Himmel einen endlos weiten Strand* springt uns ein furioser Erzählfluss ohne Tabus an, und wir können nicht genug davon kriegen. Die Autorin macht aus der katastrophengesättigten Liebe zwischen einer großbürgerlichen Garagenbesitzerin und einem Mörder, der dem Gefängnis entkam, atemlose, große Literatur. ISOLDE SCHAAD

Katharina Faber: *Manchmal sehe ich am Himmel einen endlos weiten Strand*. Bilger Verlag, Zürich 2002; 303 S., 39.– Fr.

Ágota Kristóf

Nach der Lektüre von Ágota Kristófs *Trilogie der Zuwillinge* ist man nicht mehr derselbe und wird die Wirklichkeit anders wahrnehmen. Sie spannt den Bogen von der Banalität der Gewalt (*Das große Heft*) über die aussichtslose Suche nach dem Humanen (*Der Beweis*) bis zur Zweifelhaftheit des Erzählens selbst (*Die dritte Lüge*). Maximal kondensiert fassen die drei Romane die Katastrophen des 20. Jahrhunderts in Sprache und wirken heute – das ist das nachhaltig Verstörende – genauso aktuell und visionär. LUCAS MARCO GISI

Ágota Kristóf: *Das große Heft*. Aus dem Französischen v. Eva Moldenhauer; Piper, München 2013; 176 S., 17,50 Fr., 12.– €

Giovanni Orelli

In seinem 1980 erschienenen Roman *Monopoly* präsentiert Giovanni Orelli die Schweiz in Analogie zum klassischen Gesellschaftsspiel des Kapitalismus. Auf einer Reise in zwanzig Etappen werden Städte und Landschaften dargestellt, aber auch Wirtschaft und Gesellschaft, und in erster Linie das Bankensystem scharfsinnig porträtiert. Eine beeindruckende und immer noch aktuelle Satire auf das Land. GIOVANNA CORDIBELLA

Giovanni Orelli: *Monopoly*. Limmat, Zürich 2013; 232 S., 30,80 Fr., 18.– €

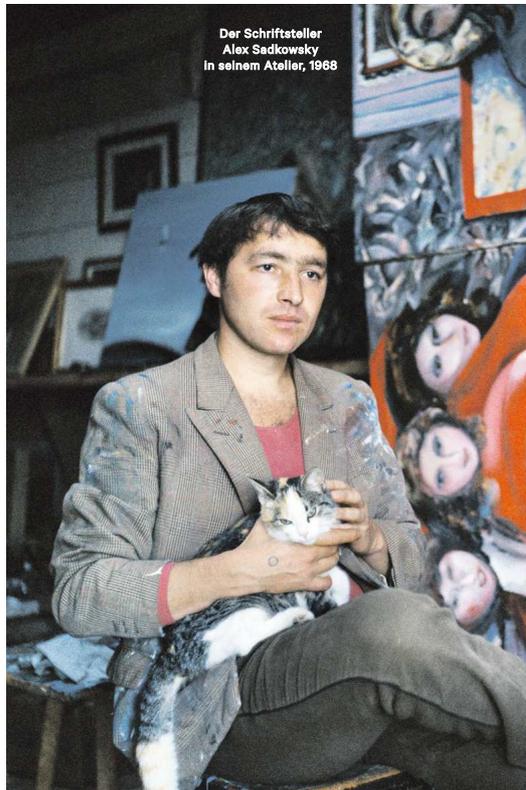
Nathalie Piégay

3 nanas erzählt die Geschichte von drei Künstlerinnen, die gegen Wahnsinn und Gewalt kämpfen: Niki de Saint Phalle, Louise Bourgeois und Annette Messager, drei mächtige und grausame Frauen wie Figuren aus dem Werk von Marguerite Duras. Woher kommt die kreative Energie ihrer autobiografischen Skulpturen zwischen dem Engadin, Freiburg, den Straßen von New York und Paris? Ein prächtiges Buch, geschrieben mit der Präzision von Annie Ernaux. DANIEL DE ROULET

Nathalie Piégay: *3 nanas*. Edition Seuil, Paris 2023; 304 S., 27.– Fr., 20.– €

Kuno Raeber

Ein Roman über Macht, Religion, Sexualität, die Zerstörung der Mutter Gottes und



Der Schriftsteller Alex Sadkowsky in seinem Atelier, 1968



des Vatikans. Hochartistisch, ganz schön obszön. Vor über vierzig Jahren nach einer Odyssee durch mutlose Verlage erstmals erschienen, soeben neu aufgelegt zusammen mit der Notizbuchfassung aus dem Nachlass des Autors. CHRISTOPH GEISER

Kuno Raeber: *Der Anschlag / Das Ei*. Chronos, Zürich 2024; 520 S., 68.– Fr., 68.– € (Erstausgabe: 1981)

Denis de Rougemont

Wenn die SBB eine Zugkomposition nach einem benannt, kann man eigentlich nicht als vergessen gelten. Trotzdem fürchte ich, dass Denis de Rougemont, zumindest in der Deutschschweiz, zu wenig gelesen wird. Wer weiß denn, dass einer der wichtigsten Vordenker der Europäischen Einigung ausgerechnet ein Schweizer war. *Die Liebe und das Abendland* handelt zwar nicht vom geeinten Europa, dafür untersucht der Autor in diesem erstaunlichen Buch die Wurzeln der abendländischen Vorstellung der romantischen Liebe und findet sie im Minnesang der provenzalischen Troubadoure. JONAS LÜSCHER

Denis de Rougemont: *Die Liebe und das Abendland*. Aus dem Französischen von Friedrich Scholz und Irene Kuhn; H. Friesch Verlag, Guggenau 2007; 424 S., 40,50 Fr., 29,80 € (Erstausgabe: 1939)

Alex Sadkowsky

»Die Selbstküssung ist ein leichtes. Kein Kannkuss, sondern ein Muskuss.« So badet das Selbst des Zürcher Künstlers Alex Sadkowsky, dessen »kleine Wahnwelten« einst von Paul Nizon gefeiert wurden, in den unbewussten und bewusstseinsweiternden Strömen der Sprache als »Vatmutter« und »Nieவர் des Nichts« zugleich. Traumwelten und Kinderträume perzeln in *Die chinesische Wespe* durcheinander, in bester Tradition des Schweizer Eigensinns und Wortwitzes. STEFAN ZWEIFEL

Alex Sadkowsky: *Die chinesische Wespe*. 3 Bände; Bilger Verlag, Zürich 2002–2008; 1.928 S., 58.– Fr.

Carl Spitteler

In meinem ersten Jahr in der Schweiz habe ich *Das Wettfasten von Heimglücken* des Literaturnobelpreisträgers Carl Spitteler gelesen und dabei einiges über das Land gelernt. Ich meine nicht den Umstand, dass hier jeder jeden kennt und es gut möglich ist, in einem Städtchen jemanden zu treffen, den man nicht kennt und der sich dann als Cousin herausstellt. Das gibt es auch in anderen Ländern. Ich meine vielmehr die Eigenart, dass sich hinter der echten Tüchtigkeit der Schweizer, ihrem durch und durch anständigen Benehmen und ihrer Würde

auch Dinge verstecken können, die weniger attraktiv sind. Wie bei den Bewohnern von Heimglücken. HALYNA PETROSANYAK

Carl Spitteler: *Das Wettfasten von Heimglücken*. Ex Libris, Zürich 1980; 336 S., (vergriffen, Erstausgabe: 1890)

Johanna Spyri

Heidi ist der einzige Text von Johanna Spyri, der noch gelesen wird. Zu Unrecht 1882 erschien *Der Toni vom Kandergrund*, eine dramaturgisch perfekt gebaute Erzählung, die von einem Jungen erzählt, der trotz bitterer Armut seinen Traum – er will Kunstschützer werden – verwirklichen kann. Doch zuerst muss Toni durch die Hölle. Er wird allein mit einer Kuhherde auf die Alp geschickt, wo ihn die Einöde fast erdrückt, bis ihn ein Gewitter buchstäblich in den Wahnsinn treibt; von Bergidylle keine Spur. Wie Spyri die Angst in den Bergen beschreibt, ist gewaltig – mindestens so stark wie Gethseher oder Ramuz. CHRISTINE LÖTSCHER

Johanna Spyri: *Der Toni vom Kandergrund*. Hansebooks, Norderstedt 2017; 68 S., 19,90 Fr., 12,90 € (Erstausgabe: 1882)

Christoph Steier

Auch wenn der frühe Steier meist unterschätzt wird, das Debüt des Kilchbergers gehört für mich zu den stärksten Romanen der Nullerjahre. *Taucherrage*: Zwei junge Menschen auf den Klippen des Erwachsenenwerdens, jede Menge Slacker-Attitüde, aber ohne allzu zeitgeistig zu sein. Da möchte man noch mal Anfang zwanzig sein. PHILIPP THEISOHN

Christoph Steier: *Taucherrage*. Mitteldeutscher Verlag, Halle 2008; 190 S., (vergriffen)

Jörg Steiner

Der Autor des Kinderbuchs *Die Menschen im Meer*. Jörg Steiner, ist leider bereits verstorben. Der begnadete Illustrator Jörg Müller ist, so sagt zumindest Wikipedia, noch am Leben. Ihr Buch über zwei benachbarte Inseln, über Gesellschaft, Macht, Gier und Umwelt hat mich als Kind schwer beeindruckt und hat vermutlich viel zu meiner Frühpubertät beigetragen. Unbegreiflicherweise ist es vergriffen. JONAS LÜSCHER

Jörg Steiner und Jörg Müller: *Die Menschen im Meer*. Sauerländer, Aarau 1981; 38 S., (vergriffen)

Gertrud Wilker

Gertrud Wilker (1924–1984) hinterfragt in drei Erzählungen die vertraute Welt. Sie bricht die Touristik-Idylle eines Bergdorfs auf, darunter zeigt sich ein Hollenfresko. »Das Geschöpf« Sidonia etwa, an dem sich der Pfarrer vergeht, und der Maskenschützer Luzi, den seine hölzernen Fratzenköpfe heimzuchen. Oder sie schickt die Lesenden kurz vorm Weltuntergang in einen Betonbunker. Gnadelos und aktuell. REBECCA SALM

Gertrud Wilker: *Winterdorf*. Verlag Huber, Frauenfeld 1977; 152 S., (vergriffen)

Hedi Wyss

Der Ozean steigt ist ein zwingend geschriebener Warnroman, der den Klimawandel frühzeitig erkennt. ISOLDE SCHAAD

Hedi Wyss: *Der Ozean steigt*. S. Fischer, Frankfurt 2016; 280 S., 18,50 Fr., 17.– € (Erstausgabe: 1987)

Noch mehr Tipps

Dieter Bachmann: *Grimmsels Zeit*. Berlin Verlag, Berlin 2002; 400 S., 23.– Fr.

Margrit Baur: *Überleben*. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1981; 178 S., (vergriffen)

Lore Berger: *Der barmherzige Hügel*. Th. Gut, Zürich 2018; 320 S., 29,80 Fr. (Erstausgabe: 1944)

Hans Boesch: *Der Kiosk*. Chronos, Zürich 2007; 324 S., 45.– Fr. (Erstausgabe: 1978)

Georges Borgeaud: *Le Soleil sur Aubiac*. Editions Zoé, Genf 2012; 350 S., 15.– Fr. (Erstausgabe: 1986)

Jakob Bühler: *Im roten Feld 1: Der Aufbruch*. Edition 8, Zürich 1980; 418 S., 22.– Fr.

Ernst Burren: *Dr Chlauputzer trinkt nume Orangschna*. Cosmos, Muri b. Bern 2016; 128 S., 29.– Fr.

Sabine Gisin: *Teneber Vid*. Die Brotsuppe, Biel 2019; 104 S., 25.– Fr.

Anne-Lise Grobety: *Um im Februar zu sterben*. Aus d. Fr. v. Andreas Grosz; Pudelundpinscher, Linesico 2016; 164 S., 31,90 Fr. (Erstausgabe: 1970)

Hans Gygas: *Das Weltende in Kürze*. Bilgerverlag, Zürich 1994; 470 S., 80.– Fr.

Kurt Held: *Giuseppe und Maria*. Sauerländer, Aarau 1955; 4 Bände (vergriffen)

Emmy Hennings: *Das Brandmal*. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1999; 294 S., 23,90 Fr.

Meta Heusser-Schweizer: *Lieder einer Verborgenen*. Holz, Leipzig 1858; 192 S., (vergriffen)

Elisabeth Horem: *Shrapnels*. Bernard Campiche, Lausanne 2006; 200 S., (vergriffen)

Hanna Johansen: *Trocadero*. Hanser Verlag, München 1980; 180 S., 25,90 Fr.

Urs Karpf: *Alles hat seine Stunde*. Zytglogge, Basel 1995; 768 S., 48.– Fr.

Friederike Kretzen: *Die Souffleuse*. Nagel & Kimche, Zürich 1989; 136 S., (vergriffen)

Silvana Lattmann: *Brungasse 8*. Edizioni Interlinea, Novara 2010; 64 S., 17.– €

Cécile Lauber: *Land deiner Mutter*, Atlantis, Zürich 1945–1957; 4 Bände, 1.456 S., (vergriffen)

Michel Layaz: *Les Larmes de ma mère*. Editions Zoé, Genf 2003; 176 S., 80.– Fr.

Cécile Ines Loos: *Matka Boska*. Th. Gut, Zürich 2017; 152 S., 25.– Fr. (Erstausgabe: 1929)

Solvejg Albeverio Manzoni: *La carcassa color del cielo*. Nem Editore, Varese 2001; 184 S., 15.– €

Michel Mettler: *Die Spange*. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2006; 348 S., 15,50 Fr.

Francesco Micieli: *Ich weiss nur, dass mein Vater grosse Hände hat*. Zytglogge, Basel 1998; 300 S., 39.– Fr. (Erstausgabe: 1986)

Jacqueline Moser: *Ich wünschte, wir begegneten uns neu*. Bilgerverlag, Zürich 2016; 363 S., 38.– Fr.

Amélie Plume: *Plumettes Abenteuer mit ihrem ersten Liebhaber*. Zytglogge, Gmülingen 1995; 215 S., (vergriffen)

Markus Ramseier: *Mäandertal*. Cosmos, Muri b. Bern 1994; 277 S., (vergriffen)

Stefanie Sourlier: *Das weisse Meer*. FVA, Frankfurt 2011; 176 S., 28,90 Fr.

Heinz Stalder: *Marschieren*. Nagel & Kimche, Zürich 1984; 244 S., (vergriffen)

Regina Ullmann: *Die Landstraße*. Nagel & Kimche, Zürich 2024; 192 S., 33,50 Fr.

Annemarie von Matt: *Meine Nacht schläft nicht*. Limmat Verlag, Zürich 2020; 256 S., 39.– Fr.

Mit großem Dank an:

Zora del Buono (Schriftstellerin), Giovanna Cordibella (Literaturprofessorin), Dorothee Elmiger (Schriftstellerin), Lucas Marco Gisi (Literaturwissenschaftler), Christoph Geiser (Schriftsteller), Mina Hava (Schriftstellerin), Hans-Peter Hertig (em. Kulturwissenschaftsprofessor), Sarah Jolien-Fardel (Schriftstellerin), Hildegarde Keller (Literaturwissenschaftlerin), Ariane Koch (Schriftstellerin), Pedro Lenz (Schriftsteller), Charles Linsmayer (Literaturwissenschaftler), Christine Lötscher (Literaturprofessorin), Jonas Lüscher (Schriftsteller), Bruno Pellegrino (Schriftsteller), Halyna Petrosanyak (Schriftstellerin), Daniel de Roulet (Schriftsteller), Rebekka Salm (Schriftstellerin), Isolde Schaad (Schriftstellerin), Michelle Steinbeck (Schriftstellerin), Nicola Steiner (Leiterin Literaturhaus Zürich), Thomas Strässle (Literaturprofessor), Philipp TheisoHN (Literaturprofessor), Hubert Thüring (Literaturprofessor), Peter von Matt (em. Literaturprofessor), Barbara Villiger Heilig (Literaturkritikerin), Julia Weber (Schriftstellerin), Stefan Zweifel (Literaturwissenschaftler)